

Übersetzung

Zur Bestimmung von Begriff und Gegenstand

Forschungsarbeiten zur Theorie, Praxis und Rezeption der Übersetzung haben in den letzten vier Jahrzehnten international immer mehr an Bedeutung und Umfang gewonnen, so daß die zahlreichen Publikationen zum Thema kaum mehr überschaubar sind. Dabei bleibt die Beschäftigung mit Fragen der Übersetzung nicht beschränkt auf die Literatur- und Sprachwissenschaft, sondern findet auch - zumeist unter Zugrundelegung eines weiter gefaßten Übersetzungsbegriffs - in der dekonstruktivistischen, kulturwissenschaftlichen und ethnologischen Diskussion statt. Ein einführender Überblick über die wichtigsten und interessantesten Ansätze zu Fragen der Übersetzung ist daher notwendig selektiv.

Im Feld der philologischen Auseinandersetzung mit der Übersetzung läßt sich neben zahlreichen Arbeiten im Bereich der hermeneutischen Übersetzungstheorie, die sich vor allem auf Schleiermacher gründet, zwischen zwei neueren Grundrichtungen unterscheiden. Beide haben sich in den letzten Jahrzehnten international etabliert und bestimmen die Diskussion wesentlich: Auf der einen Seite hat sich eine vorrangig linguistisch orientierte Richtung herausgebildet, die sich dezidiert Übersetzungswissenschaft, »science of translation«, nennt und vor allem Fragen der Theorie und Praxis des Übersetzens zum Gegenstand hat. Ihr Interesse gilt einer allgemeinen Übersetzungstheorie, die die Übersetzung sowohl literarischer als auch nicht-literarischer Sach- und Fachtexte beschreiben können soll. Darüber hinaus wird der Praxisbezug und der von der Übersetzungswissenschaft zu leistende Beitrag zur Ausbildung von Dolmetschern und Übersetzern betont.

Dem steht auf der anderen Seite der aus verschiedenen Einzelphilologien und der Komparatistik hervorgegangene historischdeskriptive Ansatz der »**translation studies**« oder Übersetzungsforschung gegenüber, dessen Interesse vor allem der Beschreibung der Rezeption und Geschichte der literarischen Übersetzung und Übersetzungskonzeptionen gilt. Auf eine einfache Formel gebracht, ließen sich diese beiden Richtungen innerhalb der Philologie charakterisieren mit den Fragen: >»Wie soll/muß man Literatur übersetzen ?< und >Wie ist Literatur nun wirklich übersetzt worden? Fiktionalität und Poetizität.

Die Übersetzung von Sach- und Fachtexten ist vorrangig unter pragmatischen Gesichtspunkten zu sehen als die Übermittlung von Informationen in einer anderen Sprache. Die Übersetzung literarischer Texte dagegen ist Bestandteil der Rezeption eines Textes oder Werkes. Als ein auf einen Prätext - das Original bzw. den Ausgangstext - sich beziehender Text stellt sie einen Fall von -> Intertextualität dar.

Eine weitere Konstante bei den Versuchen, den Begriff der Übersetzung zu definieren, ist das Merkmal der »doppelten Gerichtetheit«, d. h. die Bindung der Übersetzung an Original und Zielsprache zugleich. Vor dem Hintergrund der Geschichte der Übersetzung und ihrer Konzeptionen

wird deutlich, daß die über Jahrhunderte hinweg gestellte Frage, ob Übersetzungen wörtlich oder frei sein sollen, zumeist normativ zugunsten einer der beiden Lösungen beantwortet wurde. So ist in der frühen Geschichte der Übersetzung bei Cicero und dann Horaz die Orientierung an der Zielsprache maßgebend. Hieronymus sagt von seinen Übersetzungen aus dem Griechischen, daß er »einen Sinn durch den anderen« ausgedrückt habe, nimmt allerdings die »Heiligen Schriften« von dieser >freien< Methode aus, da in ihnen »auch die Wortfolge ein Mysterium ist«. Jahrhundertlang wird, bis zur Romantik, die freie Übersetzung weitestgehend als Norm gelten.

Erst mit der Abkehr von der rationalistischen Sprachtheorie der Aufklärung, die die Wörter als Stellvertreter universaler Sachverhalte und Gedanken versteht, erst in der neueren -> Hermeneutik also wird nicht nur das Verstehen, sondern auch die Übersetzbarkeit überhaupt problematisiert. Schleiermacher geht in seiner Abhandlung »Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens« von der Sprachgebundenheit der Gedanken und der unaufhebbaren Differenz der Sprachen aus und kommt zu dem Schluß, daß es eine Äquivalenz der Bedeutung nicht geben kann. Daher plädiert er gegen die »einbürgernde«, sich wie ein Original der Zielliteratur gebende Übersetzung und für eine »verfremdende«, d. h. an der Sprache des Originals orientierte Übersetzungsmethode, deren Sprache »ahnden läßt, daß sie nicht ganz frei gewachsen, vielmehr zu einer fremden Aehnlichkeit hinübergebogen sei« .

Auch wenn gegen Ende des 19. Jahrhunderts *Wilamowitz-Moellendorff* noch einmal die freie Übersetzung zur Norm erhebt und fordert, »den Buchstaben zu verachten und dem Geiste zu folgen«, wird Schleiermachers Ansatz, der die Übersetzung als Paradigma einer »Kunst des Verstehens« des Fremden begreift, in der Folge bestimmend für die hermeneutische Übersetzungstheorie.

Hans-Georg Gadamer verwendet den Begriff in einem philosophisch weiterreichenden, fundamentalen Sinn: Er versteht die Übersetzung als hermeneutische Grundsituation, in der die »Fremdsprachlichkeit [...] nur einen gesteigerten Fall von hermeneutischer Schwierigkeit, d. h. von Fremdheit und Überwindung derselben« bedeutet . Wie im Bemühen um dialogische Verständigung müsse der Übersetzer »den zu verstehenden Sinn in den Zusammenhang hinübertragen, in dem der Partner des Gesprächs lebt« . Da aber Verstehen als an Sprache gebunden gedacht wird, sich erst im Medium der Sprache vollzieht, ist jede Übersetzung bereits Interpretation, »die Vollendung der Auslegung, die der Übersetzer dem ihm vorgegebenen Wort hat ange-deihen lassen« .

Rudolf Klopfer definiert Übersetzen als »eine Form des den Erkenntnisprozeß weiterführenden, unabschließbaren, ins Offene führenden Deutungsversuches von Dichtung«, die das Überleben des literarischen Werkes bedeute. Unabschließbar sei dieser Prozeß insofern, als jede Übersetzung nur »einer der möglichen Wege des Verstehens bzw. Erkennens« sei. Übersetzungen werden hier also verstanden als Dokumente der Wirkungsgeschichte eines Werkes, in denen der Übersetzer »den originalen künstlerischen Willen mit den Mitteln einer anderen Muttersprache«

nachzuvollziehen versucht. Das Ergebnis ist kein Äquivalent, sondern »ein dem Original zumindest analoges Ganzes«. Dagegen nimmt *Friedmar Apel* eine rezeptionsgeschichtliche Perspektive ein, um eine »Radikalisierung der hermeneutischen Fragestellung« vorzunehmen. Die hermeneutische Problembestimmung von Übersetzung als »sprachliche Objektivation eines je historischen und subjektiv bestimmten Verstehens eines Textes« sei unzureichend, da sie ein »Nacheinander von Verstehen, Auslegung und sprachlicher Objektivation« voraussetze. Es müsse vielmehr davon ausgegangen werden, daß »sich das je bestimmte Verstehen eines Textes erst in der Übersetzung selbst« herstelle. Zudem sei die Problembestimmung um die Rolle des Lesers zu erweitern, da jede Übersetzung »die Kristallisation eines Erfahrungsprozesses« sei, »der in der Rezeption [...] gleichsam wieder verflüssigt wird«. Im Sinne von *Hans Robert Jauss'* rezeptionsgeschichtlichem Konzept versteht *Apel* Übersetzungen als Konkretionen des Bedeutungshorizontes eines Werkes, die so eine konstruktive Funktion innerhalb seiner Rezeptionsgeschichte erfüllen.

Historisch-deskriptive Übersetzungsforschung

Parallel und in Abgrenzung zu den linguistischen Ansätzen der Übersetzungswissenschaft, die zumeist produktiv-präskriptiv orientiert sind, hat sich in den letzten Jahren ein Paradigmenwechsel vollzogen. Das geschah mit der Etablierung einer dezidiert historisch-deskriptiven Übersetzungsforschung, der es weniger um eine Theorie der Übersetzung geht als vielmehr um die Erforschung der Rezeption von literarischen Übersetzungen und Übersetzungskonzeptionen. Hier sind vor allem zwei Ansätze zu unterscheiden: der systemtheoretische, zieltextorientierte Ansatz, wie er von Forscherteams in Belgien und den Niederlanden einerseits und Israel andererseits vertreten wird, und der transferorientierte Ansatz des Göttinger Sonderforschungsbereichs »Die literarische Übersetzung«. Mit beiden wird ein dritter Weg eingeschlagen zwischen der linguistisch orientierten Übersetzungswissenschaft und den hermeneutischen, literaturwissenschaftlich angelegten Übersetzungstheorien.

Auch der systemtheoretisch orientierte Ansatz ist funktional und damit zugleich zieltextorientiert. Anders allerdings als der Pragmatismus der Skopostheorie bewegt er sich nicht auf der Ebene der Übersetzungstheorie, sondern konzentriert sich auf historische Übersetzungsforschung. Im Zentrum des Interesses steht nicht die Frage nach der Beziehung der Übersetzung zum Original, sondern die Frage nach der Funktion der Übersetzung in der Zielliteratur. Ziel ist es, einen theoretischen Rahmen zu erarbeiten, der es ermöglicht, »to historicize actual translated texts and see the temporal nature of certain aesthetic presuppositions which influence the process of translation«.

Grundlegend für den systemtheoretischen Ansatz wurden die in den siebziger Jahren publizierten Arbeiten des Kulturtheoretikers *Itamar Even-Zohar*, der an die Literaturtheorie des Russischen Formalismus anknüpft, vor allem an Jurij Tynjanovs Modell der »literarischen Evolution«. Demzufolge ist nicht nur die Sprache, sondern auch jedes literarische Werk und die jeweilige

Literatur, zu der es gehört, als System zu begreifen. Werke sind also nicht isoliert zu betrachten, sondern lassen sich in ihrer Besonderheit immer nur im Zusammenhang mit dem Stellenwert begreifen, den sie innerhalb des Systems besitzen, also über ihre »Differenzqualität« zu anderen literarischen und außerliterarischen Elementen. Even-Zohar prägt den Begriff des »Polysystems«, der auf die offene Struktur und die Einwirkung interkultureller Transferprozesse auf das literarische System hinweisen soll. Das Polysystem ist »a System of various Systems which intersect with each other and partly overlap, using different options, yet functioning as one structured whole, whose members are inter-dependent« .

Das Polysystem besteht Even-Zohar zufolge also aus verschiedenen Teilsystemen, die sich hierarchisch zueinander verhalten: Im Zentrum des Systems stehen die kanonischen, und das heißt hier, in Umkehrung des allgemeinsprachlichen Kanonbegriffs: die innovativ wirkenden Texte. Historische Veränderungen innerhalb des Polysystems zeichnen sich ab in Verschiebungen der Hierarchie, indem bislang nicht kanonisierte Texte von der Peripherie ins Zentrum rücken und somit eine Umstrukturierung zur Folge haben. Derartige Transferprozesse finden auch zwischen verschiedenen Polysystemen statt, wie im Fall der Übersetzung. Indem Übersetzungen eine Position im Polysystem der Zielliteratur einnehmen, erhalten sie eine Funktion, die sich wie im Falle nicht-übersetzter, originaler Texte als >peripher< oder >zentral< bestimmen läßt.

Abhängig von ihrer Position innerhalb des Polysystems hat übersetzte Literatur zugleich auch einen Einfluß auf die Normen der Übersetzungspraxis: Nimmt sie eine zentrale, innovatorische Position ein, wird sich als Übersetzungsnorm Nähe zum Ausgangstext, d. h. Adäquatheit, durchsetzen, um die »Bereicherung« der Zielliteratur zu gewährleisten. Nimmt sie dagegen eine marginale Position ein, wird als Norm die Orientierung an vorhandenen Modellen der Zielkultur dominieren.

Zwar ist Even-Zohars Polysystemtheorie nicht unumstritten geblieben; Kritik richtete sich vor allem gegen den hier verwendeten Systembegriff »analysis« des Ausgangstextes gewonnen wird und als »invariant of the comparison« dienen soll. Dies steht in verblüffendem Widerspruch zu Tourys dezidiert funktionalem, zieltextorientiertem Ansatz: Während er auf der einen Seite von der Differenz linguistischer Systeme ausgeht, postuliert er auf der anderen Seite mit dieser Invariante eine zwei Sprachen zugrundeliegende strukturelle Universalie - ohne die hermeneutischen Implikationen zu reflektieren, die sich aus einer >textemischen Analyse< des Ausgangstextes ergeben.

Die Annahme eines solchen >tertium comparationis< ist allerdings nicht zwingend für die Stringenz von Tourys »Theory of Translation«. Sie hat in der Folge innerhalb der Übersetzungsforschung weite Beachtung gefunden und so wie Even-Zohars Polysystemtheorie einen wesentlichen Beitrag zur Etablierung der zur gleichen Zeit in Belgien und den Niederlanden betriebenen »Translation Studies« geleistet. In der 1985 erschienenen Gruppenveröffentlichung »The Manipulation of Literature« formuliert Hermans die wesentlichen Aspekte des neuen Ansatzes:

Literatur wird als dynamisches und komplexes System betrachtet; der Ansatz zur Erforschung literarischer Übersetzungen ist deskriptiv, zieltextorientiert, funktional und systemisch; leitende Fragen sind die nach den Normen, die die Produktion und Rezeption von Übersetzungen steuern, und die nach der Funktion der Übersetzung innerhalb der Zielliteratur und für das Verhältnis der Literaturen zueinander. Im selben Band umreißen J. Lambert u. a. vor dem Hintergrund ihrer Studien zur Übersetzung in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Konsequenzen dieses Ansatzes für die praktische Forschungsarbeit, wenn sie betonen, daß Übersetzungen nicht isoliert betrachtet werden dürften: »Translations and translators inevitably operate in the context of collective norms and modes«. Daher dürften sich die Untersuchungen nicht auf die Beziehung einzelner Ausgangs- und Zieltexte beschränken, sondern müßten das gesamte System beider Literaturen in den Blick bekommen, um zu schlüssigen Aussagen zu kommen.

Derartige großangelegte Übersetzungsstudien sind in der Folge nicht nur von den belgischen und niederländischen Forschungsteams betrieben worden, sondern - mit einer etwas anderen Akzentsetzung - auch vom Göttinger Sonderforschungsbereich »Die literarische Übersetzung«. Der Göttinger Ansatz versteht sich als transferorientiert. Das heißt: Es geht hier nicht primär um die Stellung des übersetzten Textes im System der Zielliteratur, sondern um die Übersetzung als Übersetzung, als einen Text, der zwischen den Sprachen, Literaturen und Kulturen vermittelt. Das Augenmerk des transferorientierten Ansatzes gilt weniger der wie auch immer festzustellenden Äquivalenz der Übersetzung, sondern vielmehr der Differenz, die aus dem Aufeinandertreffen zweier verschiedener Sprachen, Literaturen und Kulturen entsteht und als kulturschaffend begriffen wird. Jede Übersetzung impliziert Interpretation und entfaltet eine sprachliche, literarische und kulturelle Produktivität, die eine Bereicherung der Zielkultur darstellt. Erklärtes Ziel des Sonderforschungsbereiches ist es, einen Beitrag zur »Kulturgeschichte der Übersetzung ins Deutsche« zu leisten.

Arbeitsschwerpunkte des Sonderforschungsbereiches, in dem zahlreiche Philologien vertreten sind, sind sowohl Forschungen im Bereich der Geschichte der Übersetzungskonzeptionen als auch der Geschichte der Übersetzungspraxis, die die »äußere Übersetzungsgeschichte« umfaßt, d. h. die sozialen und institutionellen Bedingungen für die Entstehung von Übersetzungen, und die »innere Übersetzungsgeschichte«, d. h. die Beschaffenheit der Übersetzungen selbst. Veröffentlicht in den »Göttinger Beiträgen zur internationalen Übersetzungsforschung« wurden so beispielsweise Studien zur Übersetzung aus zweiter Hand, zu Mehrfachübersetzungen eines Werkes, Übersetzerprofilen, Kanonisierungsstrategien und -tendenzen über die Auswahl der zu übersetzenden Texte. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf dem Gebiet der Dramenübersetzungen, die in besonderem Maße bestimmten Traditionen und Konventionen der Theaterpraxis unterliegen. Und schließlich gilt das Interesse der Übersetzung als einem Medium der Fremderfahrung, als Schnittstelle von »Kontakt- und

Transferprozessen zwischen den Kulturen«. Insofern versteht sich die Übersetzungsforschung auch als »bedeutender Zweig der Kulturwissenschaft« .

Übersetzung und »Äquivalenz«

Die ersten Ansätze einer dezidiert wissenschaftlichen Beschäftigung mit Fragen der Übersetzung schließen sich an die Etablierung der Linguistik in den fünfziger und sechziger Jahren als eigenständige Wissenschaft und die in ihrem Kontext untersuchten Fragen der maschinellen Übersetzung durch den Computer an. In der Folge ist innerhalb der Übersetzungswissenschaft zu unterscheiden zwischen ausschließlich linguistisch orientierten Ansätzen und solchen, die neben dem rein linguistischen Aspekt des Sprachwechsels auch den kommunikativen Aspekt des Übersetzens zu berücksichtigen suchen. Abgesehen von einigen Ausnahmen hat sich die Übersetzungswissenschaft zu einer Domäne vorrangig deutschsprachiger Forscher entwickelt.

Trotz der differentiellen Ausprägungen einzelner Ansätze innerhalb der Übersetzungswissenschaft lassen sich doch einige Konstanten zeigen, die die Diskussion der vergangenen drei Jahrzehnte durchgängig bestimmt haben. Grundlegend ist zum einen das Wiederaufgreifen des in der Literaturtheorie seit der Romantik verabschiedeten Konzepts der Dichotomie von Form und Inhalt, demzufolge die Aussage eines Textes nicht an seine spezifische sprachliche Form gebunden sei und daher als Invariante in der Übersetzung erhalten bleiben könne. Daraus folgt die Annahme einer prinzipiellen Übersetzbarkeit der Sprachen. Zum anderen ist der Begriff der „Äquivalenz bestimmend, der seit Roman Jakobsons Beschreibung des Verhältnisses von Original und Übersetzung als »equivalence in difference« für konstitutiv angesehen, je nach Ansatz aber unterschiedlich definiert und gewichtet wird.

Gegenstand der Translationslinguistik, wie sie von der »Leipziger übersetzungswissenschaftlichen Schule« durch Otto Kade, Albrecht Neubert und Gert Jäger vertreten wird, ist die »Untersuchung der Translationsprozesse als sprachlicher Prozesse«. Ausgehend von dem informationstheoretischen Modell von Sender, Empfänger und Code wird Übersetzen als ein Sonderfall der sprachlichen Kommunikation begriffen: Da Sender und Empfänger nicht über dieselbe Sprache, und das heißt nicht über den gleichen Code verfügen, muß im Übersetzen ein Codewechsel stattfinden, bei dem über die Herstellung von Äquivalenzrelationen der Informationsgehalt der Äußerung als Invariante erhalten bleiben soll. Aufgabe der Translationslinguistik ist es, ausgehend von konkreten Texten und ihren Übersetzungen die Regelmäßigkeiten zu beschreiben, die die Äquivalenzbeziehungen zwischen zwei Sprachen steuern, um so sprachenpaarbezogene Übersetzungswörterbücher und -grammatiken zu erstellen. Die Analyse literarischer Übersetzungen wird von der Translationslinguistik bewußt ausgeschlossen, da die Relation zwischen literarischen Texten und ihren Übersetzungen aufgrund ihrer Formbetontheit nicht über die Bezugsgröße der Inhaltsinvarianz zu bestimmen sei. Der Übersetzung literarischer Texte haften ein Moment der

Kreativität an, das nicht wissenschaftlich operationalisierbar sei. Gegenstand der Translationslinguistik sind danach allein pragmatische bzw. Sachtexte, bei denen die Form dem Inhalt untergeordnet ist.

Eugene A. Nida, dessen 1964 erschienenes Buch »Towards a Science of Translation« als »Meilenstein« gilt, »mit dem die Übersetzungswissenschaft als Wissenschaft recht eigentlich begründet wurde«, wendet sich neben den sprachlichen vor allem auch den kommunikativen, empfängerbezogenen Aspekten der Übersetzung zu. Von vorrangiger Bedeutung ist für Nida die Analyse semantischer Probleme unter Einbeziehung moderner linguistischer Methoden wie der frühen Ansätze Noam Chomskys zur generativen Transformationsgrammatik, der allgemeinen Semantik und der language-and-culture-Forschung Sapirs und Whorfs. Vor diesem Hintergrund entwirft Nida eine Theorie der Übersetzung, die vor allem in ihrer Forderung nach Erhalt der »message« des Textes ihre Herkunft aus dem Kontext der Bibelübersetzung zu erkennen gibt. Auch in Nidas Definition des Übersetzens hat die Forderung nach der Invarianz der Bedeutung Vorrang, während die Form - Nida benutzt den Begriff »style« - nur als ein Sekundäres hinzutritt: »Translating consists in reproducing in the receptor language the closest natural equivalent of the source-language message, first in terms of meaning and secondly in terms of style.« Der Übersetzer ist also in erster Linie dem Inhalt des Ausgangstextes verpflichtet und erst in zweiter Linie der Form. Folgerichtig plädiert Nida für eine zielsprachenorientierte, freie Übersetzung. Als konstitutiv für die Übersetzung wird die Erreichung von Äquivalenz definiert. Dabei unterscheidet Nida formale Äquivalenz, die sich in Form und Inhalt am Ausgangstext ausrichtet, und dynamische Äquivalenz, die sich an der Zielsprache und dem Empfänger der »Botschaft« ausrichtet und vorzuziehen ist. Ein vielzitiertes Beispiel für einen Fall dynamischer Äquivalenz ist die Übersetzung »Seehundbaby Gottes« für »Lamm Gottes« in den Eskimosprachen, in der der Begriff »Seehundbaby« die Konnotationen des Begriffs »Lamm« ersetzen soll. Es geht also um »Wirkungsgleichheit«. Zugrunde liegt ein Begriff der prinzipiellen Verstehbarkeit und damit zugleich auch Übersetzbarkeit. Nida geht von »underlying bases for human communication« aus und damit wie Chomsky von einer allen Sprachen eignenden universalen Tiefenstruktur. Nida wendet sich entschieden gegen die Relativitätsthese von Sapir/ Whorf, wenn er formuliert: »What people of various cultures have in common is far greater than what separates them.« Auf der Grundlage des Primats der Inhaltsübersetzung muß die Übersetzung literarischer Texte allerdings auch in Nidas Theorie weitgehend ausgegrenzt werden: »In transferring the message from one language to another, it is the content which must be preserved at any cost; the form, except in special cases, such as poetry, is largely secondary.«

Erstmals innerhalb der Übersetzungswissenschaft betont Wolfram Wilss deren hermeneutischen Charakter, indem er auf die Instanz des Verstehens beim Übersetzen aufmerksam macht. Das verschafft Wilss die Möglichkeit - vor allem in seinen späteren Arbeiten, in denen er den Übersetzungsprozeß unter kognitionspsychologischen Prämissen untersucht-, Kategorien wie

künstlerische Kreativität und Intuition mit einzubeziehen. Orientiert an der Textlinguistik, definiert Wilss »Übersetzen« als »Text-verarbeitungs- und Textreverbalisierungsprozess, der von einem Ausgangssprachlichen Text zu einem möglichst äquivalenten Zielsprachlichen Text hinüberführt und das inhaltliche und stilistische Verständnis der Textvorlage voraussetzt«. Darüber hinaus sei Übersetzen eine »spezifische Form interlingualer Kommunikation«, die auf »sprachliches Handeln und Entscheiden bezogen ist und an konkreten sprachenpaarbezogenen Fragestellungen orientiert sein muß«. Jede Übersetzung ist Wilss zufolge daher der Versuch der »Synchronisation von syntaktischen, lexikalischen und stilistischen Regelapparaten zweier Sprachen«. Im Prozeß des Übersetzens unterscheidet Wilss eine Verstehensphase und eine Rekonstruktionsphase, in der der Übersetzer den Ausgangstext »unter optimaler Berücksichtigung kommunikativer Äquivalenzgesichtspunkte reproduziert«, wobei Äquivalenz als Näherungswert aufgefaßt wird.

Wie Nida geht Wilss von prinzipieller Übersetzbarkeit aus, die gewährleistet sei »durch die Existenz von syntaktischen, semantischen und erfahrungslogischen Universalkategorien«, und kommt damit unter dem Begriff der linguistischen Unübersetzbarkeit zu einer ähnlich gelagerten Ausgrenzung von literarischen Texten, in denen die »sprachliche Form die Bedeutung mitkonstituiert« und damit für die »Erreichung einer funktionalen Äquivalenz wesenskonstitutiv ist«.

Allerdings betont Wilss, Äquivalenz sei keine übersetzungs-prozessuale, sondern eine Übersetzungs-Kategorie. Dabei formuliert er den Anspruch, auf der Grundlage »erschöpfender, alle relevanten Textmerkmale erfassender Analyse- und SyntheseprozEDUREN« die Vergleichsgrundlage für die Erfassung von Äquivalenz bereitzustellen, ohne allerdings die hermeneutischen Voraussetzungen dieses ausschließlich am Ausgangstext orientierten Vergleichs zu reflektieren.

In seinen späteren Arbeiten verlagert Wilss das Interesse auf ko-gnitionspsychologische Aspekte, um den Prozeß des Übersetzens zu analysieren, d. h. »mentale Zustände und Prozesse ans Licht zu heben und Übersetzen als eine komplexe Form der Sprachverwendung vorzuführen«. Übersetzen wird als zweckrationales Sprachhandeln verstanden, das sich rekonstruieren lassen soll. Ziel dieses Handelns ist »Wirkungsgleichheit«, wobei -auf der Grundlage eines nachrichtentechnischen Kommunikationsmodells - die Selbigkeit des übermittelten Sinns als interlinguales tertium comparationis für garantiert angenommen wird. Um »Variabilität des Übersetzens«, d. h. verschiedene Übersetzerlösungen zu erklären, führt Wilss die Begriffe des kulturellen Kontextes und der subjektiven Kreativität ein. Mit kulturellem Kontext sind nicht nur die bereits bei Nida berücksichtigten außerliterarischen Bedingungen gemeint, die das fertige Produkt der Übersetzung bestimmen, sondern kulturelle Faktoren, die den mentalen Entscheidungs-prozeß des Übersetzers beeinflussen.

Kritik der »Äquivalenz«-Konzepte: die »Skopostheorie«

Eine entschiedene Abwendung vom Äquivalenzkonzept und der damit verbundenen Invarianzforderung findet schließlich in der funktionalen Translationstheorie statt, die von der pragmatisch-situativen Eingebundenheit von Texten ausgeht. Übersetzen könne demzufolge nicht als bloßer Umcodierungsprozeß zwischen zwei Sprachen beschrieben werden, Sprache sei vielmehr aufzufassen »als Text in einer Situation, als Teil einer Kultur mit einer bestimmten Funktion« und Übersetzung demnach als ein »kultureller Transfer«, der mit einem auf Symmetrie zielenden Begriff wie dem der Äquivalenz nicht hinreichend beschrieben werden könne.

Am konsequentesten ausformuliert ist der funktionale Ansatz in der »Skopostheorie« von *Katharina Reiß* und *Hans J. Vermeer*. Sie gehen in ihrer »Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie« nicht nur von einem sehr weit gefaßten Übersetzungsbegriff aus, der »auch die Möglichkeit des Umsetzens von sprachlichem in aktionales Handeln und umgekehrt« einschließen soll, sondern schränken gleichzeitig die Bedeutung des Äquivalenzbegriffs ein und propagieren die »Entthronisierung des Originals«. Ausgehend von rezeptionstheoretischen und handlungstheoretischen Prämissen legen Reiß/Vermeer zum einen einen adressatenbezogenen Textbegriff zugrunde: Texte werden als Informationsangebote begriffen, deren Textsinn situativ, d. h. erst in der Rezeption realisiert wird. Zum anderen wird Übersetzen als ein Sonderfall intentionalen Handelns und somit als zweck- oder zielgerichtet aufgefaßt. So können Reiß/ Vermeer schließlich zu ihrer zentralen These gelangen: »Die Dominante aller Translation ist deren Zweck«. Dem Übersetzer - oder in dieser Terminologie: dem »Translator« - obliegt es, den Zweck bzw. die Funktion seiner Übersetzung im Hinblick auf die intendierten Zieldextrezipienten zu wählen und so beispielsweise darüber zu entscheiden, ob er »Don Quijote« als literarisches Kunstwerk der Weltliteratur, als Kinder- und Jugendbuch usw.« übersetzt. Maßstab für eine gelungene Übersetzung ist ihre Adäquatheit, worunter die Übereinstimmung des »Translats« mit dem gesetzten Zweck verstanden wird. An diesem Punkt wird die radikale Zieldextorientiertheit dieses Ansatzes deutlich, in dem die Beziehung der Übersetzung zum Ausgangstext als nachrangig aufgefaßt wird: Äquivalenz bezeichnet demzufolge die »Gleichwertigkeit« auf der Ebene von Sprachzeichen einerseits und die »Funktionskonstanz zwischen Ausgangs- und Zieldext« andererseits, die als Sonderfall von Adäquatheit aufgefaßt wird.

Auf Kritik von Seiten der empirisch-induktiven Übersetzungswissenschaft ist die Skopostheorie vor allem wegen ihrer Normativität gestoßen, von sehen der literaturwissenschaftlich orientierten Übersetzungsforschung wegen ihres eingeschränkten Geltungsbereichs. Denn selbst wenn die Translationstheorie den Anspruch erhebt, für alle Texte gültig zu sein, so besitzt sie doch einige Überzeugungskraft nur für den Bereich der »operativen« Texte im Sinne Reiß' und nicht für den der literarischen.